

Das Werden eines Hauses

Autor(en): **Jenny, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **82 (1964)**

Heft 1

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-67424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nicht ein zu einer grossen räumlichen Idee? Soll nicht am Fusse des Schlosses, dem Wahrzeichen des Landes, ein Sammelbecken entstehen? Warum bewundern wir das Schloss Sargans, das Städtchen Maienfeld und das Städtchen Werdenberg? Warum auch das Schloss Vaduz? Weil es sich da um Schöpfungen handelt, die Charakter haben, die selbstbewusste Architektur sind, die eben monumental sind, wenn auch durchaus im schweizerisch-bescheidenen Rahmen. Aber wie ängstlich ist man heute oft, wie sehr fürchtet man einen definierten Ausdruck. Lieber unverbindlich bleiben und kein Gesicht zeigen. Solche Furcht aber ist schwächlich, langweilig und ohne Zukunft.

Anders das grosszügige Vorprojekt Marti und anders auch der wesentliche Beitrag, den Glaus zur räumlichen Gestaltung eben dieser Idee erbracht hat. Sein Beitrag ist vom Preisgericht zu recht gewürdigt worden. *J. Schilling*

Nachwort

Die Diskussion zu Fragen heutigen Planens und Bauens, wie sie uns Architekten berühren — berühren müssten! — waltet im allgemeinen spärlich. Wir danken deshalb den Kollegen *R. R. Barro* und *J. Schilling*, wenn sie im Zusammenhang mit der Zentrumsplanung in Vaduz (SBZ 1963, H. 44 und 45) zur Feder gegriffen haben. Gerne hätten wir es gesehen, wenn auf die Einsendung von Architekt Barro hin auch das Problem der *Quartierplanung auf längere Sicht* in städtischen Verhältnissen zur Sprache gekommen wäre. Gewiss, Planung muss sein! Dabei möchten wir aber unterscheiden, ob es sich um eine generelle Zonenplanung handelt, die eine Ueberbauung mit einheitlichem Charakter eher nur grundsätzlich, etwa in Form von Lage, Kommunikationen und weiteren, für eine künftige Besiedelung massgeblichen Festlegungen und Vorschriften bestimmt, oder um eine Ortsplanung, die eine festumrissene, konkrete Projektierung zum Gegenstand hat. Letzteres trifft für den Fall Vaduz zu. Was einem hierbei durch den Kopf gehen mag, ist die Frage, wie weit aus heutiger Sicht eine Planung schon festgelegt werden kann, die ganz bestimmte programmatische, technische und architektonische Vorstellungen fixiert, deren Verwirklichung sich jedoch über einen längeren Zeitraum (in Etappen) erstrecken müsste.

Ein derartiges Planungsvorhaben unterliegt nach unserer Meinung in hohem Grade der Dynamik des heutigen Lebens und daraus folgender, teils nicht voraussehbarer Fakten (im Unterschied etwa zu «klassischen» Planungen unter annähernd gleichförmigen Verhältnissen). Nun ist Vaduz besonders eng mit dem internationalen Kapitalmarkt und seinen unter Umständen überraschend einsetzenden Fluktuationen verbunden. Gewiss braucht sich der Planer mit diesem, den Auftraggeber in erster Linie tangierenden Umstand zunächst nicht zu befassen. Sie kann ihn aber in dem Moment mehr berühren, als ihm lieb ist, sobald infolge z. B. kapitalrestriktiver Wandlungen die Verwirklichung seiner Planung stecken bleibt oder gar abgebrochen werden muss.

Bekannt man sich gleichwohl mit einem Schuss planerischen Optimismus zur eingangs stipulierten Notwendigkeit der Planung, so wird man in der Wahl des einzuschlagenden Weges eine gewisse Beweglichkeit in der Anpassung an *ändernde Verhältnisse* — und wer kann heute solche Möglichkeiten in Abrede stellen? — zu wahren suchen. Solche Mittel und Wege zu zeigen, scheint uns die grosszügige Zentrumsplanung von Vaduz einen erwünschten Anlass zu bieten. *G. R.*

Das Werden eines Hauses

DK 72.071.1

Von **Albert Jenny**, Architekt S. I. A., Ascona

Eines Tages — ich ging eben gemächlich spazieren — sah ich plötzlich ein Fleckchen Erde, ganz ungebraucht, wild mit Sträuchern bewachsen und voll von schönen, alten Bäumen. So dornröschenhaft, dass man es von der Strasse her kaum beachtete. Ich fand das wunderbar und kaufte dieses Land.

Eigentlich wollte ich ja ein «Geschäft» daraus machen, ein Renditen-Objekt mit teuren Wohnungen, möglichst ausgenützt und ausgebaut. Es ging aber nicht so recht vorwärts damit, fast so, als ob das Schicksal einem solchen Vor-

haben seine Mithilfe versagen wollte. So gab ich nach und liess mich in meinen weiteren Ueberlegungen statt von materiellen von idealistischen Gesichtspunkten leiten. Und da — wie ungefähr alle sieben Jahre — wieder einmal eine innere Umstellung in meiner Arbeit als Architekt fällig war, entstand vor meinem geistigen Auge die Vision von etwas ganz Neuem, die Vision von einem schönen, kühlen, sauberen, weisen, fast möchte ich sagen: «klassischen» Haus. Denn ein solches musste sich durch die innere Spannung der Kontraste ganz besonders gut in diese ursprüngliche Umgebung einfügen, dachte ich mir.

So fing ich an zu zeichnen, zu rechnen und zu schreiben — und ich hatte Glück. Denn eines Tages sass in meinem Büro ein Ehepaar, «Sie» hübsch und fraulich elegant, «Er» tüchtig und gemütlich vertrauensvoll; zwei Menschen also, wie geschaffen für «mein» Haus. Und diesmal versagte das Schicksal seine Mitwirkung nicht. Die beiden sahen sich meine Pläne an und fanden, dass sie «es» sich ganz genau so vorgestellt hätten.

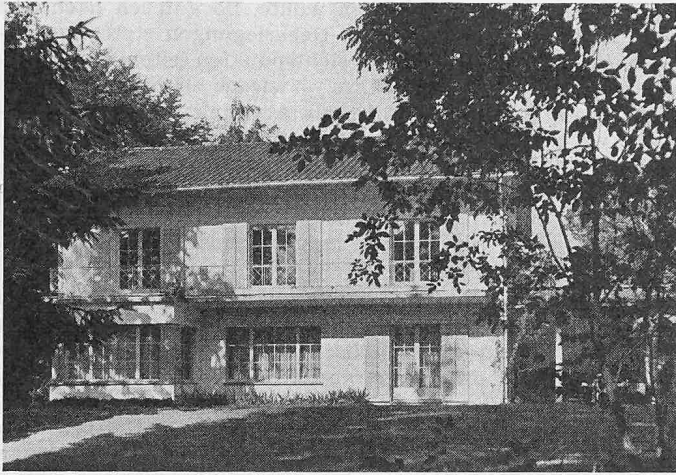
Ja — und dann fingen wir eben an zu bauen. Es war etwas schmerzlich, zu sehen, wie der Bagger kam und laut kreischend eine hässliche Grube in dieses schöne Stückchen Erdboden frass, Gerüstbretter und Steine sich über die üppige Wiese ergossen, rauhe Worte und Befehle jäh die Dornröschenstille durchschnitten, rohe Backsteinwände und Betonböden aus der Grube wuchsen.

Wir drei trafen uns jede Woche an einem «jour fixe» in der Wohnung meines Bauherren — die nun bald verlassen werden sollte — zum schwarzen Kaffee, um im Rahmen einer gemütlichen Plauderstunde die auftauchenden Pläne zu besprechen, dann den Bauplatz zu besuchen und uns diese Bescherung mit gemischten Gefühlen zu betrachten. Dann kam der Winter und alles schlief ein... Schliefe ein mit aufgerissenen Kanalisationsgräben, hochgetürmten Erdhaufen und Mengen schmutzigen Schnees. Der Anblick war nicht erhebend, und von der schönen, kühlen, sauberen, weisen «Vision» sehr weit entfernt. Aber tapfer wurden von der Bauherrin in das Endresultat aufsteigende Zweifel unterdrückt und von mir undeutliche, mitfühlende, beruhigende Worte gemurmelt. Tapfer wurden auch die infolge der heissen Konjunktur ständig wachsenden Schwierigkeiten ertragen und das gute gegenseitige Einvernehmen aufrecht erhalten.

Dann kam der Frühling. Das Eis schmolz endlich, endlich, und das Haus begann von neuem zu wachsen. Bald begleitete ein Hauch von Gereiztheit und Nervosität und Gespanntheit diese fortschreitende Geburt — wie jede Geburt. Die gestaltenden Kräfte fingen an, sich dem inneren Ausbau zuzuwenden, wo das gegenseitige Verständnis schwieriger wird, weil es mehr persönliche Einfühlung verlangt. Es ist wie ein Spiel von Verlangen und Nachgeben der nach Realisierung drängenden Konzeptionen, Wünsche und Gedanken, und eines Tages fühlte ich einigermassen bestürzt, dass «mein» Haus anfang, nicht mehr ganz «mein» Haus zu sein. Ich wehrte mich dagegen, versuchte, mir nicht «dreinreden» zu lassen, beharrte rechthaberisch auf der Nuance des Farbtönen, in dem ich mir eine Türe oder ein Geländer vorgestellt hatte, und wusste doch, dass ich das Haus bald ganz würde hergeben müssen. Der Bauherr dagegen, er wollte natürlich einziehen, und zwar lieber heute als morgen, und so waren wir eigentlich irgendwie Feinde geworden, trotzdem wir uns noch genau so gut verstanden wie zu Anfang, gleichgerichtet im Streben und im Wollen.

Der Sommer kam. Gerüstbretter und Baracken waren abtransportiert, die Befehle verstummt. Die schönen, alten Bäume standen dicht voll Laub, und neuer, frisch gesäter Rasen wuchs eifrig unter den Strahlen der hochstehenden Sonne zu einem weichen, leuchtend grünen Teppich heran. Und durch all diese Pracht hindurch schimmerte es schön, kühl, sauber, weiss — fast möchte ich sagen: «klassisch»... — «Ihr» Haus!

Das Land gehörte nicht mehr mir, welches ich langsam und nachdenklich in der Stille dieses schönen Sommertages durchschritt, so dass ich fast das Gefühl hatte, etwas Verbotes zu tun. Ich sah die rosaroten und blass blauen Blumen sich in der ganzen Länge des Hauses am Balkongeländer



emporranken und dachte, wie schön es sei, dass «Er» mit dieser Idee einverstanden war. Ich sah die schlanken Holzsäulen mit den schlichten, dorischen Kapitellen in etwas eigenwilligen Abständen die Gartenhalle stützen und dachte an die Diskussionen, die dieser Lösung vorausgegangen waren, und dass die Idee dieser eigenwilligen Abstände eigentlich von «Ihr» stammte. Ich sah das ganze Haus in seiner unauffälligen Schlichtheit — und nahm Abschied von ihm.

Als ich so sinnend stand, hörte ich durch die halbgeschlossenen Fensterläden einige Takte leiser Klaviermusik, vermischt mit einem kleinen, silbernen Kinderlachen. Ich ging fort mit einem Gefühl, welches gleichermassen froh und schmerzlich — also offenbar «richtig» war...

Adresse des Verfassers: *Albert Jenny*, Via Collina, Ascona.

Buchbesprechungen

Dr. med. Johann Rudolf Schneider. Retter des westschweizerischen Seelands. Von *H. Fischer*. 640 S. mit 2 Bildtafeln und 1 Karte. Bern 1963, Verlag Paul Haupt. Preis (Leinen) Fr. 24.80.

Ein Buch, das seinem Autor Ehre bereitet, ist im richtigen Augenblick erschienen: Vor kurzer Zeit ist das grosse Werk der zweiten Juragewässer-Korrektion in Angriff genommen worden, die den Gebieten um die Juragewässer (Murten-, Neuenburger- und Bielersee mit ihren Zuflüssen) die endgültige hydraulische Besserung und Bewahrung vor Ueberschwemmung und Versumpfung bringen wird. Wer diese zweite Juragewässer-Korrektion verstehen will, muss selbstverständlich von der ersten Korrektion Ursachen und Entstehung kennen. Ihr Schöpfer war der Nidauer Arzt Dr. Johann Rudolf Schneider, der von 1804 bis 1880 gelebt und fast sein ganzes Dasein der Rettung des Seelands geweiht hat. Die technischen Grundlagen für die Korrektion schuf der geniale Bündner Richard La Nicca (1794—1883). Die Ueberschwemmungen der Juragewässer, besonders der Aare, hatten jahrhundertlang aus der Ebene von Enteroches (Yverdon) bis Grenchen ein Sumpfgebiet mit allen seinen üblen Wirkungen entstehen lassen. Wo die Aare und die aus dem Bielersee abfliessende Zihl sich vereinigen, liegt das Dörflein Meienried, der Geburtsort des nachmaligen Dr. J. R. Schneider, der inmitten der Wassernöte aufgewachsen ist und dann, als er 1828 in Nidau seine Arztpraxis eröffnet hatte, einen Heldenkampf begann zur Rettung seiner Heimat, der fast bis zu seinem Tode dauern sollte. Als Grossrat, Regierungsrat und Nationalrat setzte er sich aber nicht nur für dieses grosse Werk ein, sondern auch für alle wichtigen politischen Angelegenheiten der damaligen Zeit.

Um die letzte Jahrhundertwende zeigte es sich, was Oberingenieur La Nicca vorausgesagt hatte, dass die I. Korrektion Ergänzungen bedürfe. Hauptsächlich durch die Senkung der entwässerten Bodenflächen und die Tieferlegung der Seespiegel entstanden bei den fast regelmässigen Hochwassern neue Ueberschwemmungen fruchtbar gewordener Gebiete, so dass von 1918 an neue Bestrebungen entstanden zur Durchführung einer II. Korrektion, die seit dem Jahr 1962 im Gange ist. Es besteht aber kein Zweifel, dass der

wirtschaftliche Aufschwung und der Wohlstand des Seelands Dr. Schneiders Verdienst ist, und mit Recht wurde ihm und seinem Mitarbeiter La Nicca im Jahre 1908 in Nidau ein Denkmal errichtet mit der Inschrift: Den Rettern aus grosser Not — das dankbare Seeland.

Diesem bedeutenden Manne aus Nidau hat nun der frühere langjährige Rektor des Bieler Gymnasiums (1917 bis 1949), Dr. Hans Fischer, ein zweites, grossartiges Denkmal errichtet und damit zugleich auch sich selber. Das Buch umfasst das gesamte Lebenswerk von Johann Rudolf Schneider und enthält dazu eine sehr instruktive Karte, nämlich den ursprünglichen «Uebersichtsplan der Jura-Gewässer-Correktion». Der Autor hat sich die Mühe genommen, das ganze Leben und die Lebenswerke, vor allem die Juragewässer-Korrektion, in alle Einzelheiten zu verfolgen, um «Reichenschaft abzulegen über das Leben und Wirken Dr. Schneiders, der wie wenige beigetragen hat zum Aufbau des neuen Berner und Schweizer Staates».

Diese umfassende Biographie ist nicht nur eine lückenlose Darstellung aller wichtigen Ereignisse der damaligen Zeit, vielmehr lässt uns der Autor einzelne Kapitel lesen wie einen Roman. Für uns Techniker tritt hinzu, dass wir einen Einblick erhalten in Entstehung und Aufbau des grossen Werkes der Jura-Gewässer-Korrektion, der im Seeland mit Recht so genannten technischen Grosstat der Jahrhunderte. Grosse Werke entstehen nie aus sich selbst; es bedarf immer wieder des Weitblicks und der Initiative Einzelner. Da mag der eine oder andere, der im Kampfe war oder im Kampfe steht um technische oder politische grosse Ziele, sich Trost und Mut holen aus der Schilderung eines 35 Jahre dauernden hydraulischen Krieges. Dr. Johann Rudolf Schneider hat in diesem Kampf sein Vermögen und zeitweise das Vertrauen von Behörden, Volk und Freunden, niemals aber seinen Mut verloren und nie die übermenschliche Kraft, sich für sein grosses Werk einzusetzen. Das erkennen wir aus diesem lesenswerten Buche und sind erfreut darüber, dass auch andere das erkannten: die Regierungen der Kantone Bern, Waadt und Neuenburg, die Stiftung Pro Helvetia und die Seva, die Bernischen Kraftwerke, Banken und andere Geldgeber, die es mit ihren Beiträgen ermöglicht haben, dass dieses wertvolle Werk etwa zur Hälfte seiner Gesteuerungskosten abgegeben werden kann. Das ist recht so, weil das Buch nicht nur in viele Seeländer Heimstätten, sondern in jedes Haus gehört, in dem man sich über die Geschichte des 19. Jahrhunderts und über die Juragewässer-Korrektion im besondern belehren lassen will.

Hans Müller, Ingenieur, Aarberg

Die Modul-Ordnung im Hochbau. Von *P. Bussat*. Herausgeber: BSA-S. I. A.-Zentralstelle für Baurationalisierung, Zürich. 77 S. Stuttgart 1963, Karl Krämer Verlag. Preis Fr. 22.85.

Die Abklärung der Frage, welches Mass-System der zukünftigen Baunormung der Zentralstelle für Baurationalisierung BSA/S. I. A. (Zürich) zu Grunde gelegt werden soll, führte Architekt Pierre Bussat — der in England die Methoden der Modul-Ordnung studiert hat — dazu, die Theorie der internationalen Mass-Ordnung auf eine umfassende Weise darzustellen. Da bisher in der deutschen Sprache überhaupt keine, und in der französischen Sprache nur sehr spezielle Publikationen über diese wichtige Frage bestanden, hat die Zentralstelle das Werk von Bussat in Zusammenarbeit mit dem Fachverlag Krämer in Stuttgart herausgegeben. In sechs Kapiteln werden behandelt: Der Modulraster; Der Modul, die Zahlen, die modularen Grössen; Masse und Toleranzen; Die Kombinationen; Die Bauteile; Die modularen Details. Im Anschluss folgen: Terminologie (viersprachig), verschiedene Angaben, eine Liste der verwendeten Werke.

Die Arbeit Bussats erhebt nicht den Anspruch, endgültige Methoden vorzuschlagen, da die Anwendung der Modul-Ordnung zahlreiche Untersuchungen voraussetzt, für die sich die Technik erst noch einsetzen muss. Sie kann aber Horizonte öffnen und der Normung von morgen Lösungen vorbereiten. — Wir werden auf dieses Werk eingehend zurückkommen.

G. R.